

MORALISCHE

LANDKARTEN

MORALISCHE LANDKARTEN

LITERATUR IM WECHSEL DER BEWERTUNGSHORIZONTE

GÜNTER LEYPOLDT

Vor zehn Jahren wurde der internationale Buchmarkt vom Erfolg der Romantrilogie „Fifty Shades of Grey“ überrascht, die zwar weltweit die Bestsellerlisten eroberte, vom Feuilleton aber einhellig als Kitsch auf Groschenromanniveau verurteilt wurde. Das literarische Werk des chinesischen Schriftstellers Mo Yan, der im selben Jahr mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurde, dürfte dagegen der breiten Masse der Leser:innen unbekannt sein. Ursache für dieses Missverhältnis ist der doppelte Charakter literarischer Erfahrung, die zwei unterschiedliche Wertesysteme mit „weichen“ und „harten“ Qualitätskriterien kennt.

Literarische Texte sind Artefakte mit komplexen Wertzuschreibungen. Sie können einerseits als Unterhaltungsmedien zirkulieren, deren Qualität auf ähnlich „weichen“ Kriterien basiert wie die Frage, ob man nach dem Essen Kaffee oder Tee bevorzugt: jeder nach seinem Geschmack! Andererseits kann Literatur mit einer affektiven Intensität wahrgenommen werden, die an die Wirkung von heiligen Dingen und moralischen Normen erinnert. Dadurch entstehen „harte“ Werthierarchien, die sich in der sozialen Praxis durch ein hohes Maß an Stabilität und kultureller Relevanz auszeichnen.

Die Dissonanz zwischen „weichen“ und „harten“ Bewertungspraktiken ist eine Herausforderung für traditionelle Literaturbegriffe, die eine wie auch immer geartete Einheit literarischer Kriterien annehmen. Denn als Leser:in literarischer Texte scheint man sich immer in zwei unterschiedlichen Wertesystemen zu befinden, die gleichzeitig wirksam sein können, sich aber auch oft gegenseitig ausschließen: Das eine Wertesystem richtet sich nach dem alltagspragmatischen Nutzen einer Lektüre; das andere nach moralischen Ökonomien, das heißt gesellschaftlich verhandelten Wahrnehmungen „höherer Werte“, die sich den zweckrationalen Kriterien persönlicher Vorlieben entziehen.

Schwache und starke Bewertungsrahmen

Um diesen doppelten Charakter literarischer Erfahrung zwischen „weichen“ und „harten“ Qualitätskriterien besser zu verstehen, ist die von dem kanadischen Moralphilosophen Charles Taylor ins Spiel gebrachte Unterscheidung zwischen „schwachen und starken Bewertungsrahmen“ hilfreich. In der Sphäre der schwachen Bewertungen sind Meinungsverschiedenheiten vergleichsweise leicht zu tolerieren. Ob man nun seinen Urlaub lieber am Meer oder in den Bergen verbringt oder sich für chinesisches oder italienisches Essen begeistert: Man kann das eine mit Leidenschaft wollen und die Alternative ebenso vehement ablehnen und käme dennoch kaum auf die Idee, von seinen Mitmenschen Übereinstimmung einzufordern. Die Sphäre schwacher Werte erlaubt uns eine quasi-relativistische Grundhaltung zu den unterschiedlichen Definitionen des „guten Lebens“.

Im Feld der Literatur führt der Rahmen schwacher Werte zum Bewertungshabitus selbstbestimmter Konsument:innen, die sich in liberalen Gesellschaften die Freiheit herausnehmen dürfen, das eigene Leseverhalten ausschließlich im Sinne persönlicher Bedürfnisse, pragmatischer Ziele und individuell-alltäglicher Gebrauchszusammenhänge zu gestalten. Im Zentrum schwacher Bewertungshorizonte steht die Frage, welcher Text uns das bietet, was wir im Moment gerade wollen (die Liste möglicher Desiderate ist freilich lang: Schönheit, Wahrheit, Reflexion, Zerstreung, therapeutische Selbsthilfe, Erleuchtung, Trost, Erbauung etc.). Typisch für diese

auf alltäglich-individuelle Bedürfnisse gerichtete Werthaltung ist die bekannte leserseitige Gereiztheit gegenüber normativen Diskursen über „literarische Qualität“ – man sträubt sich gegen den als Anmaßung empfundenen erhobenen Zeigefinger eines lebensfernen Elfenbeinturms, der einem vorschreiben will, wie man etwa seine Freizeit zu gestalten hat.

Wohingegen uns starke Bewertungsrahmen dazu zwingen, unsere Lebenspraxis in Relation zu moralischen Landkarten zu setzen, die unseren individuellen alltagspraktischen Horizont transzendieren. Starke Werte erlebt man nicht als Produkt des eigenen Intellekts, sondern empfindet sie als etwas, das außerhalb unseres Selbst liegt. Während schwache Bewertungen aus persönlichen Wünschen und Neigungen resultieren, veranlasst uns ein starker Bewertungsrahmen dazu, unsere Wünsche und Neigungen selbst einer Bewertung zu unterziehen und etwa in hierarchischen Kategorien wie „besser“ oder „schlechter“, „höher“ oder „niedriger“, mehr oder weniger „tiefgründig“ oder „oberflächlich“, „würdevoll“ oder „banal“ usw. einzuteilen. Und während uns schwache Werte mit einer gewissen Beliebigkeit berühren und danach wieder an uns abperlen können – denn sie beeinflussen uns weniger auf existenzielle Weise, dringen kaum in unser Inneres ein und lassen uns nach der Berührung mehr oder weniger „unverändert“ zurück –, haben starke Werte einen identitätsrelevanteren und transformativeren Charakter: Sie verbinden uns mit einem gefühlten charismatischen Zentrum (eine Art Ort der moralischen „Fülle“, in Taylors Formulierung), das wir als wesentlich für unser Selbst wahrnehmen.

Die charismatische Autorität eines Textes

Im Kontext starker Bewertung fühlt man sich bemüßigt, ein solches Zentrum nicht nur zu erkennen, sondern sich auch daran zu „orientieren“. Man entwickelt ein Gespür dafür, wo man sich im Verhältnis zu den höheren Regionen starker Werte befindet, denen man in der Lebenspraxis gefühlt näherkommen oder sich von ihnen entfernen kann, aber auf eine Weise, die einen nicht gleichgültig lässt, weil ein Kern unseres Seins davon betroffen ist. Während also für schwache Bewertungsrahmen „harte“ Qualitätshierarchien unwichtig werden (da lebenspraktische Differenzen als tolerierbare Geschmacksunterschiede aufgefasst werden), führen starke Bewertungsrahmen zu wirkmächtigeren Kanonisierungs- beziehungsweise Sakralisierungsphänomenen. Von Sakralisierung lässt sich sprechen, wenn sich die Kontrahent:innen einer brisanten Debatte – etwa über Abtreibung, Brexit oder die Menschenrechte – von ihren moralischen Landkarten mit einer solchen Intensität und Identitätsrelevanz „von oben“ angesprochen fühlen, dass sie für ihre Haltung keine primär rational-wissenschaftliche Begründung benötigen: Man spürt und weiß einfach, wo das eigene charismatische Zentrum liegt, und schafft es innerhalb des starken Bewertungshorizonts kaum,

davon abweichenden Positionen mit Wohlwollen zu begegnen (typisch für extreme Konflikte starken Werts ist das Gefühl von Ekel, wenn die Gegenposition als widerlich, verunreinigend oder toxisch wahrgenommen wird, was auch eher unpolitische Bürger:innen zum öffentlichen Protest motiviert).

Im Feld der Literatur zeigt sich dieses Phänomen des „Von-oben-angesprochen-Werdens“ in der bekannten „guilty pleasure“, die einen erfasst, wenn die alltäglichen Vorlieben in Konflikt mit kollektiv wahrgenommenen „höheren“ Werten geraten. Man kennt dies vom Einkaufen im Supermarkt, wo man sich gleich besser fühlt, wenn das Lieblingsprodukt im Einkaufswagen ein Fair-Trade-Siegel aufweist. Auch unser Lesevergnügen kann sich hochwertiger anfühlen, wenn der konsumierte Text mit dem Gütesiegel „ernsthafter“ oder „großer“ Kunst gekennzeichnet ist. Der Text erhält dadurch eine gleichsam „charismatische Autorität“, die einen leserseitigen Vertrauensvorschuss bewirken kann: Man erspürt die höhere Provenienz des Textes (seine Verbindung zu starken Werten) schon vor der Lektüre und ist dann eher geneigt, ein ausbleibendes Lektüervergnügen als eigenes Fehlvermögen zu interpretieren, anstatt den Text dafür verantwortlich zu machen. Ein solcher Vertrauensvorschuss beruht nicht auf demokratischen Umfrageergebnissen (etwa den umsatzgenerierten Ratings von Amazon), sondern auf den „Prestigeökonomien“ gesellschaftlich legitimierter Kurator:innen und Institutionen.

Ständiger Wechsel der Bewertungshorizonte

Prestigeökonomien, wie sie heute vor allem im System literarischer Preise zum Ausdruck kommen, werden gerne als Äußerlichkeiten eines statusverliebten Literaturbetriebs oder Snobismus obrigkeitshöriger Lesergruppen abgetan. Nun ist jedoch die Vorstellung einer selbstbestimmten Leser:in, die sich im Warenhaus der Literatur im Bottom-

up-Prozess einen eigenen, das heißt von etablierten Kurationskulturen unabhängigen Kanon der besten Literatur erarbeitet, eher unrealistisch. Der Grund dafür ist nicht nur die Masse der jährlich publizierten Bücher (2015 sind geschätzte 220.000 neue englischsprachige Romane erschienen) – wichtiger ist, dass Autorität immer einen gemeinschaftlichen Charakter hat. Im Gegensatz zur Macht, die kein Vertrauen benötigt, weil man sie auch gegen den Willen des anderen durchsetzen kann, gründen autorisierte starke Werte in einer öffentlichen Vertrauensstruktur, die die persönlichen Vorstellungen und biographischen Leseerfahrungen einzelner Individuen transzendiert. Denn ähnlich wie religiöse oder moralische Normen basiert Autorität auf kollektiv legitimierten Werthierarchien, die sich mit einer gewissen symbolischen Gewalt in den öffentlichen Raum einschreiben. Nun kann man sich den starken Werten des öffentlichen Raums zwar widersetzen, sie bilden dennoch den zentralen Orientierungsrahmen und vermitteln auch Laienleser:innen zumindest ein Gefühl dafür, wo sich ein Artefakt in den kollektiv bestimmten Höhen und Tiefen der kulturellen Landschaft verortet.

Die konkrete Ausprägung starker literarisch-ästhetischer Werte unterliegt freilich ständigem geschichtlichen Wandel, aber seit der Romantik lassen sich drei grobe Kriteriencluster erkennen, die in unterschiedlicher Kombination für die Autorisierung „höherer“ literarischer Räume immer noch eine wichtige Rolle spielen, auch wenn es darum geht, literarische Unterhaltungsmedien als „höhere Unterhaltung“ zu markieren:

1. Ästhetische Innovation, etwa die Erfindung einer neuen und traditionserweiternden Formensprache;
2. Singularität, im Sinne einer besonderen „welterzeugenden“ oder visionär-intellektuellen Qualität; und
3. Repräsentativität, das heißt die Fähigkeit, eine spezifische Epoche, Daseinsform oder kulturelle Identität besonders eindrücklich auf den Punkt zu bringen.

„Als Leser:in literarischer Texte scheint man sich immer in zwei unterschiedlichen Wertesystemen zu befinden.“

In modernen literarischen Systemen haben sich starke und schwache Werthorizonte in unterschiedlichen Praxisräumen institutionalisiert: Seit der Verbreitung des Freizeitlesens im 18. Jahrhundert (gefolgt von der Industrialisierung des Buchdrucks und der Entstehung eines Massenlesepublikums im späten 19. Jahrhundert) ist es für eine zunehmend breitere Öffentlichkeit möglich geworden, die Autorität stark bewerteter Literatur zwar zur Kenntnis zu nehmen, im Alltag aber dennoch hauptsächlich schwach bewertete Unterhaltungsmedien zu konsumieren, ohne sich dabei rechtfertigen oder gar schämen zu müssen. Es wird zudem möglich, sich als Leser:in vorwiegend im Praxisraum des Laien zu bewegen und die Verhandlung starker Werte einem „berufenen“ oder „professionellen“ literarischen Establishment zu überlassen, dessen stark bewertete Prestigeökonomien man theoretisch anerkennen und gleichzeitig in der Unterhaltungslektüre auch ignorieren kann. Und auch professionelle Leser:innen wechseln ständig zwischen schwachen und starken Bewertungshorizonten hin und her: Derselbe

„Autorität hat immer einen gemeinschaftlichen Charakter.“

Roman, der bei der abendlichen Lektüre mit einem Glas Wein noch als attraktive Unterhaltung empfunden wird, kann am Morgen danach unter der literaturkritischen Brille formelhaft oder kitschig erscheinen. Solche Widersprüche lassen sich gut aushalten, solange es nicht zur gefühlten „Verunreinigung“ starker Werte kommt. So etwa, wenn man befürchtet, dass die Berührung durch schlechte Unterhaltung unseren Sinn für Höheres korrumpiert (eine durchaus gängige Wahrnehmung, die sich von der „Lesesucht“-Debatte des 18. Jahrhunderts bis zur heutigen Furcht vor Computerspielen zieht).

Traditionellen Literatur- und Kulturtheorien fehlt bisweilen der Blick für die Unterschiede harter und weicher Bewertungsrahmen. So fördert die Dominanz starker Werthorizonte in Literaturfeuilletons eine Tendenz, Unterhaltungsmedien für mangelnden Innovationsgehalt oder fehlende höhere Einsichten zu kritisieren. Dabei wird die schwach-pragmatische Logik literarischer Unterhaltung verkannt sowie ihr identitätsdeterminierender Charakter überschätzt. Der ideologiekritische Slogan, alles sei irgendwie politisch, übersieht die potenzielle Flüchtigkeit alltagspraktischer Literatur als kurzzeitiges Objekt der Begierde, das man wie ein gutes Dessert mit Gusto verschlingen und danach aber auch sofort vergessen kann.

Dagegen führt der verallgemeinernde Blick auf schwach bewertete Praxisräume der Literatur dazu, die Relevanz von Sakralisierungsphänomenen zu übersehen, wie man in zwei bekannten literaturgeschichtlichen „großen Erzählungen“ gut sehen kann. Die eine ist die durch die „Frankfurter Schule“ prominent vertretene Verfallsgeschichte der Literatur als angebliche Konsequenz einer „kulturindustriellen“ Unterhaltungsindustrie. Die andere ist die zuerst durch die Cultural-Studies-Bewegung angestoßene Befreiungs- und Demokratisierungsgeschichte, in der sich das Lesepublikum mithilfe populärer Gegenkulturen von bildungselitären und wertkonservativen literarischen Traditionen emanzipiert.

Heidelberg Center for American Studies

Am 2004 gegründeten Heidelberg Center for American Studies (HCA), das zu den zentralen wissenschaftlichen Einrichtungen der Universität Heidelberg gehört, werden historische, kulturelle, wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Entwicklungen in den USA erforscht und analysiert. Darüber hinaus fördert es den Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit und trägt zur Schaffung und Stärkung transatlantischer Netzwerke bei. Das seit 2006 im Curt und Heidemarie Engelhorn Palais angesiedelte HCA wurde mithilfe privater Förderer aufgebaut und finanziert sich als „Public-private-Partnership“ auch aus privaten Mitteln. Direktor ist der Wirtschaftswissenschaftler Prof. Dr. Welf Werner.

Das HCA bündelt die Amerika-Forschung von sechs Fakultäten und sieben Disziplinen und bildet in seinen Bachelor-, Master- und Ph.D.-Programmen interdisziplinär geschulte und interkulturell qualifizierte Amerikaexpert:innen aus. Absolvent:innen aus rund 50 Ländern haben dieses Angebot seit 2004 wahrgenommen. Am HCA ist das Graduiertenkolleg „Autorität und Vertrauen in der amerikanischen Kultur, Gesellschaft, Geschichte und Politik“ angesiedelt, das in der zweiten Förderperiode von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) mit rund 4,3 Millionen Euro unterstützt wird. Sprecher:innen sind der Anglist Prof. Dr. Günter Leypoldt und die Geographin Prof. Dr. Ulrike Gerhard.

www.hca.uni-heidelberg.de

MORAL MAPS

LITERATURE AMIDST CHANGING EVALUATION REGIMES

GÜNTER LEYPOLDT

Literature is subject to complex evaluation regimes: a good novel can circulate as entertainment, in which case its “quality” seems based on similarly “soft” criteria as whether one prefers coffee or tea after a meal (no arguing about taste!). But the same novel can also strike us with the affective intensity of sacred things and moral norms. In this case, we get “hard” value hierarchies with a high degree of performative stability and social relevance.

This tension between the “soft” and “hard” materiality of literature – between the more private uses and the public authority of reading – is a challenge for traditional literary theories that want to define literary value with a single logic. To gain a more coherent picture of the complexities of readerly judgment, it is helpful to consider the distinction between “strong” and “weak” evaluative frames developed by the Canadian philosopher Charles Taylor.

In the sphere of weaker values, dissent about what can count as “the good life” is comparatively easy to tolerate: all choices seem equally valid as long as they deliver subjective satisfaction. Weak-valued frameworks turn readers into self-reliant consumers, free to choose whatever suits their purpose, impatient with normative opinions about literary quality or schoolroom canonicity. By contrast, strong evaluative frameworks relate our life practice to collectively imagined moral or charismatic “centres”. Whereas weak evaluations result from personal desires, strong ones classify our desires as better or worse. We speak of a “guilty pleasure”, for example, when we enjoy a text that lacks the authority of “serious” or “great” art. “Authority” in this case rests on public “economies of prestige” that guide our sense of a work’s place in the more or less consecrated regions of cultural space. Thus, while weak values can be private and relatively superficial to our sense of selfhood, strong values connect us to an identity-relevant and collectively imagined centre of charismatic orientation. ●

PROF. DR GÜNTER LEYPOLDT joined Heidelberg University in 2009 as a Professor of American Literature and Culture at the Department of English and the Heidelberg Center for American Studies; he also serves as spokesperson of the DFG research training group “Authority and Trust in American Culture, Society, History and Politics”. He previously held positions at the universities of Tübingen and Mainz, was a Fellow at the Yale Center for Cultural Sociology (USA) and worked as a guest lecturer at the University of Maryland (USA) and Dartmouth College (USA). His research interests include American and Anglophone literature from 1800 to the present, the philosophy of American pragmatism, general literary and cultural theory and the cultural sociology of aesthetic experience.

Contact: leypoldt@
as.uni-heidelberg.de

**“Even professional readers
constantly move back
and forth between weak and
strong evaluative frames.”**

„Avantgardisierung“ des literarischen Establishments

Beide dieser „grand récits“ oder „master narratives“ reduzieren ein komplexes Spannungsfeld zu einem Nullsummenspiel zwischen kommerzieller Unterhaltung und „gegenkultureller“ Befreiung. Ein differenzierterer ethnographischer Blick auf das literarische Feld zeigt jedoch, dass die explosionsartige Entstehung des literarischen Unterhaltungssektors um 1750 und seine massiven Erweiterungen bis 1950 auch mit einer zunehmenden Konsolidierung starker Werthorizonte einherging, die sich vor allem in den zahlenmäßig kleineren, aber kulturell einflussreicheren Praxisräumen subventionierter Literaturproduktion vollzogen hat. Zwischen 1900 und 1960 gewannen diese Praxisräume erheblich an Autorität, so dass man von einer „Avantgardisierung“ des literarischen Establishments sprechen kann. Diese zeigt sich einerseits in der nahezu unangefochtenen Musealisierung der literarischen Moderne (das heißt der Neuzentrierung des Bildungskanons um schwer kommerzialisierbare Texte wie etwa James Joyces „Ulysses“, Thomas Manns „Der Zauberberg“ oder Marcel Prousts „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“), andererseits im vergleichsweise hohen professionellen „gate-keeping“ in der Verhandlung literarischer Autorität. Während das Feld der populären Musik oder des Hollywood-Films durch ein Blockbuster-Regime dominiert wird, bei dem das Oscar- oder Grammy-zertifizierte Prestige von Superstars wie Bob Dylan oder Steven Spielberg mit Millionenumsätzen korrespondiert, zeigt das literarische Feld ein komplexeres Verhältnis zwischen schriftstellerischem Ansehen, öffentlicher Anerkennung und kommerziellem Erfolg.

So kann der hochautonome Literatur-Nobelpreis durch seine historisch gewachsene Autorität eine große Distanz



PROF. DR. GÜNTER LEYPOLDT ist seit 2009 Professor für amerikanische Literatur und Kultur am Anglistischen Seminar und dem Heidelberg Center for American Studies (HCA) der Universität Heidelberg sowie Sprecher des DFG-Graduiertenkollegs „Autorität und Vertrauen in der amerikanischen Kultur, Gesellschaft, Geschichte und Politik“. Zuvor lehrte er an den Universitäten Tübingen und Mainz, war Fellow am Yale Center for Cultural Sociology (USA) und hatte Gastdozenturen an der University of Maryland (USA) und dem Dartmouth College (USA). Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören die amerikanische und anglophone Literatur von 1800 bis zur Gegenwart, die Philosophie des amerikanischen Pragmatismus, allgemeine Literatur- und Kulturtheorie und die Kultursoziologie ästhetischer Erfahrung.

Kontakt: leypoldt@as.uni-heidelberg.de

zwischen Kurator:innen und dem lesenden Publikum aushalten – etwa wenn wie 1996 mit Maria Szymborska eine nahezu unbekannte und kommerziell insignifikante Lyrikerin aus Polen gekürt wird. Eine Vielzahl „mittlerer“ Preise wie Booker Prize, Pulitzer Prize oder Georg-Büchner-Preis tendieren zu literarisch anspruchsvollen Formen, die ihren kommerziell spürbaren Unterhaltungswert nur für lesenahe Öffentlichkeiten generieren. Der Großteil des literarischen Unterhaltungsmarktes wird vom System literarischer Preise jedoch ignoriert, da Debatten darüber, was als literarische Qualität gelten darf, von einem durch höhere Bildungskarrieren und öffentliche Kultursubventionen „akademisierten“ Peer-Review dominiert wird. Im Gegensatz zum Film oder zur Musik bleibt das Blockbuster-Regime der Literatur in den unteren Regionen des charismatischen Wertehorizonts verortet. So werden die Bestsellerlisten von Schriftsteller:innen wie Dan Brown („The Da Vinci Code“) oder E.L. James („Fifty Shades of Grey“) angeführt, die sich millionenfach verkaufen, ohne einen einzigen renommierten literarischen Preis zu bekommen. Es ist möglich, wie Danielle Steel mehr als 600 Millionen Exemplare von 61 Romanen zu verkaufen, ohne die geringste Chance zu haben, jemals literaturgeschichtsfähig, das heißt Teil des „literarischen Erbes“ zu werden. Auch hier zeigt sich die unterschiedliche Identitätsrelevanz der beiden skizzierten Bewertungshorizonte: Schwache Werte können millionenfach zirkulieren und dabei kaum Spuren im kulturellen Gedächtnis hinterlassen. Starke Werte entfalten ihre „außeralltägliche“ Wirkung als identitätsrelevante Formen des Zivil-Sakralen auch bei geringer alltagspraktischer Sichtbarkeit. ●

„Unser Lesevergnügen kann sich hochwertiger anfühlen, wenn der konsumierte Text mit dem Gütesiegel ‚ernsthafter‘ oder ‚großer‘ Kunst gekennzeichnet ist.“